

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Krieg am Rhein im Jahre 1870**

**Grabowski, Stanislaus**

**Berlin, [ca. 1870]**

Dreizehntes Kapitel. Draußen und daheim

[urn:nbn:de:bsz:31-241586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241586)

Dreizehntes Kapitel.

**Draußen und daheim.**

Welche große Verluste die Schlacht bei Wörth die deutschen Truppen auch gekostet hatte, — die Preußen gaben die ihrigen auf über dreitausend Mann an, die Baiern auf achthundert, die Württemberger auf gegen vierhundert, — so blieben den Franzosen doch noch viel größere zu beklagen; man rechnete ihnen 500 Tode und Verwundete und 6000 Gefangene nach, dann noch das bedeutende Kriegsmaterial, das sie bei der eiligen Flucht im Stiche ließen.

Der letzteren gegenüber ließ sich Kaiser Napoleon nicht abhalten, nach Paris zu telegraphiren: „Der Rückzug vollzog sich in guter Ordnung, es kann noch Alles wieder in's rechte Geleise kommen.“ — und zwei Tage später: „Die Stimmung der Truppen ist vortrefflich, noch drei volle Armeecorps sind intakt, die Verluste des Feindes sind sehr beträchtlich und zwingen ihn zum langsamsten Vorgehen.“

Man hat schon gehört, wie die Pariser diese eine vollkommene Niederlage beschönigenden Berichte aufnahmen; was die beider geschlagenen Armeen anbetraf, so concentrirte sich, wie bereits gesagt, die eine unter Befehl des Marschalls Bazaine in und bei Metz, die andern unter Mac Mahon im Süden an der Eisenbahn, die von Nancy nach Straßburg führt; letztere zog sich aber schnell vor den deutschen Truppen zurück, die keineswegs so langsam vorrückten, wie Kaiser Napoleon behauptete, denn diese braven Truppen achteten nicht ihrer in der That großen Verluste und der Anstrengungen, die ihnen von Neuem zugemuthet werden mußten, um ihren bisherigen Siegesthaten einen vollkommenen Erfolg zu sichern.

Von Homburg, wo sich am 9. August das königliche Hauptquartier befand, hatte König Wilhelm in dankbarer Anerkennung des Sieges bei Wörth seinem Sohne dem Kronprinzen das erste Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen, diese Auszeichnung, welche

durch einen bei Ausbruch des Krieges gegebenen Erlaß mit den königlichen Worten wieder in das Leben gerufen worden war:

„Angesichts der ernstesten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege, will Ich das von Meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen. Das Eiserne Kreuz soll, ohne Unterschied des Ranges oder Standes, verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde oder daheim in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbstständigkeit des theuren Vaterlandes erworben wird.“

Die dritte Armee des Kronprinzen, ursprünglich bestimmt, einen von Süden aus erwarteten Angriff zurückzuweisen, hatte nun eine förmliche Rechtschwenkung gemacht und beeilte sich, in die Linie, welche die beiden anderen Armeen bildeten, einzurücken. Schon am 7. besetzte badenische Cavallerie die Stadt Hagenau, nachdem sie die kleine Garnison durch einen Handstreich gefangen genommen hatte, und erbeutete eine Anzahl beladener Wagen.

Das Hauptquartier schlug am 7. August die Straße auf Jungweiler ein und befand sich am 9. am Fuße der Vogesen, wo man die vor dem nördlich gelegenen Schlosse Lichtenburg geführte Kanonade deutlich vernahm. Eine Abtheilung Württemberger hatte sich gegen diese auf einen hohen Felsen fast unangreifbare Bastei gewandt und, als die Garnison auf die Parolantaire, welche zur Uebergabe auffordern sollten, schoß, Granaten hineingeworfen, welche bald zündeten; dennoch wollte sich der Kommandant nicht ergeben, obgleich er nur eine sehr schwache Besatzung, meistens aus bei Würth Versprengten bestehend, hatte, und es mußten in einer zwölfstündigen Kanonade an 1300 Schüsse gethan werden, welche ungefähr vierzig Mann tödteten und verwundeten; dann erst ergab sich das Fort, das mehrere Geschütze und einige Kriegsvorräthe enthielt, und die Garnison erhielt ehrenvolle Bedingungen.

Eine zweite kleine Festung oder Citadelle, bestimmt, den Vogesenpaß von Jungweiler zu decken, der Büchelstein oder La Petite Pierre, war in seiner Ausrüstung und Befestigung noch nicht einmal vollendet und die etwa dreihundert Mann starke Besatzung hatte es vorgezogen, noch vor Ankunft der deutschen Truppen ab-

zuziehen; hier fand man auch bedeutende Vorräthe, welche die Franzosen nur zu verstecken versucht hatten.

Dem weiteren Vormarsche in der linken Flanke lag die nicht unbedeutende Festung Pfalzburg, den Vogesenpaß von Zabern deckend; man pflegt sie den Schlüssel von Lothringen zu nennen. Die Stadt zählt viertausend gewerbfleißige Einwohner, und die auf einem hohen und steilen Felsen liegende Festung, ein bastionirtes Sechseck nach Vauban's Systeme mit sturmfreien, fünf- und dreißig Fuß hohen Futtermauern, war mit einer ziemlich starken, auf zweitausend Mann geschätzten Garnison besetzt. Das sechste preussische Armeecorps zog am 12. des Weges gegen Pfalzburg, und als der Kommandant die Aufforderung zur Uebergabe mit den Worten zurückwies: „C'est impossible!“ — ward es noch an demselben Abende heftig mit Feldgeschützen und die Besatzung auch durch Infanteriefener beschossen; man überzeugte sich dabei, daß an einen Sturmangriff nicht zu denken, die Festung mit Artillerie gut versehen und die Garnison zum ernstlichen Widerstande entschlossen sei.

Da die Truppen des sechsten Armeecorps nicht viel Zeit zu verlieren hatten und sich bald der vorrückenden kronprinzlichen Hauptarmee anschließen mußten, versuchte der kommandirende General von Tümppling dem Feinde zu imponiren und ließ sechszig Feldgeschütze, durch Erdeinschnitte gedeckt, aufstellen; auf die nun am Morgen des 14. erfolgende zweite Aufforderung zur Capitulation erwiderte der Kommandant, man werde, wenn man einziehe, ihn als Leiche auf der letzten Kanone und die Stadt als einen Trümmerhaufen finden.

Eine Infanteriebrigade hatte den Platz eingeschlossen, und das Bombardement begann, durch die Belagerten fleißig erwidert; es dauerte am 14. August von Morgens sieben bis Abends fünf Uhr ununterbrochen fort, und während die Preußen nur wenige Leute todt und verwundet hatten, ließ sich an den aufsteigenden Rauch- und Feuerjähnen erkennen, wie verheerend die Geschosse in der Stadt wirkten. Jedenfalls litten deren Bewohner mehr wie die durch bombensichere Kasematten geschützte Garnison, und dies hauptsächlich bewog den menschenfreundlichen General, die Unterhandlungen gegen Abend nochmals aufzunehmen, und als sie ohne Erfolg blieben, das Feuer nicht wieder beginnen zu lassen.

Am andern Tage setzte das sechste Armeecorps seinen Marsch fort, ein hinreichendes Cernirungscorps zurücklassend, das später durch thüringische Landwehr abgelöst wurde. Der französische Kommandant hielt sich tapfer und machte sogar häufige Ausfälle, welche die Preußen in steter Bewegung erhielten; dieser Kampf wurde nur für die Ehre der Waffen geführt und war eigentlich überflüssig, da er den Gang der entscheidenden Kriegsereignisse auch nicht im Mindesten aufhielt.

Am 14. Abends war das zweite bairische Armeecorps unter Generalk lieutenant von Bothmer über Lützelstein aufgebrochen, mit der Weisung, zur Deckung der Flanke unverzüglich über Marsal auf Luneville vorzurücken. Die kleine Festung war gut vorbereitet und mit sechshundert Mann Linientruppen unter dem Kommandanten Oberst Rochoux besetzt.

Nachdem die Baiern am Mittage des folgenden Tages vor der Festung angelangt waren, sandten sie einen Offizier als Parlamentair ab, dessen Aufforderung zur Capitulation nicht allein kurz abgewiesen, sondern auf den auch, als er zurückritt, von den Wällen geschossen wurde.

Gleich darauf eröffnete die Festung ein so heftiges Granatfeuer auf die eben auffahrende bairische Artillerie, daß dieselbe sich eine andere Stellung südlich der Festung suchen mußte; die Infanterie versuchte zu stürmen, wurde aber mit großem Verluste zurückgewiesen, und erst als es der Artillerie gelungen war, nach einstündiger Beschießung ein Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, vermochte eine Infanteriedivision sich einiger Außenwerke zu bemächtigen. Die Franzosen steckten nun die weiße Fahne auf und schickten ihrerseits einen Parlamentairoffizier, dem der bairische General erwiderte:

„Es ist Völkerrecht und Sitte, Parlamentaire, so lange sie im Rayon der feindlichen Position sind, als Friedensboten zu betrachten. Auf Hauptmann Hansstengel in dieser Eigenschaft ist geschossen worden, daher kann von Bedingungen keine Rede sein. Liefert der Kommandant die Festung nicht binnen einer halben Stunde auf Gnade und Ungnade aus, so wird ohne Erbarmen Alles zusammengeschossen.“

Solcher Entschiedenheit gegenüber kapitulirte Oberst Rochoux,

und sechszig Geschütze, sechshundert Pferde und über fünfhundert Gefangene kamen in die Hände der Baiern.

Schon am 12. August waren die Spitzen der kronprinzlichen Armee bis Nancy vorgebrungen; wir lassen darüber wörtlich den interessanten Bericht folgen, der im gesetzgebenden Körper zu Paris verlesen wurde:

„Gestern, Freitag den 12. August, um drei Uhr Nachmittags — Stunde traurigen Andenkens für uns und unsere Nachkommen! — ist die Stadt Nancy, ehemalige Hauptstadt Lothringens, Hauptort des Departements der Meurthe, von vier preussischen Soldaten in Besitz genommen worden. Fügen wir sofort zur Rettung unserer Ehre hinzu, daß in Nancy, einer offenen Stadt, seit dem Vorabende nicht ein einziger Soldat mehr sich befand und daß die Municipalsbehörde im Interesse der Stadt Ruhe anempfohlen hatte. Eine halbe Stunde darauf durchzog eine Abtheilung von sechsundzwanzig Preußen die Stadt und ergriff von dem Bahnhofe Besitz, dessen Vorsteher als Gefangener auf Ehrenwort erklärt wurde. Der Bürgermeister erhielt die Aufforderung, sich dem Führer der Expedition zu stellen, welche letztere zwischen Saint-Max und der Straße von Essay gelagert war. Unterdessen sprengte ein Ulanenoffizier, gefolgt von zwei Reitern, im Galopp durch die Stadt, um die Vertlichkeit zu rekognosciren. Nach der Rückkehr des Bürgermeisters hatte der Gemeinderath für die Sieger eine Summe von 50,000 Francs zu bewilligen, sowie starke Rationen Hafer zu liefern. Sie hatten nicht weniger als 300,000 Francs verlangt, und waren der Ansicht, eine Summe von 50,000 Francs sei für eine Stadt, welche so schöne Gebäude aufzuweisen habe, nur eine Kleinigkeit. Während ihres kurzen Aufenthaltes sind die Preußen nicht müßig gewesen. Am Bahnhofe mußten zwanzig Bürger unter preussischer Leitung die Schienen bis Maxville aufreißen, wo diese Schienen in den Kanal geworfen wurden. Ebenso wurden die Telegraphenpfähle umgehauen. Die Ulanen waren 150 an der Zahl. In den beiden Hôtels der Stadt wurde Mittagessen für je fünfundsiebzig Personen requirirt; die Speisekarte lautete: Suppe, Gemüse und Rindfleisch, ein Litre Wein und sechs Cigarren auf den Kopf. Außerdem war auf Morgens

vier Uhr der Kaffee bestellt worden, aber um vier Uhr waren alle Preußen verschwunden."

Der Maire von Nancy, Ch. Welche, hatte schon am 9ten eine für die Verhältnisse sehr vernünftige Ansprache an die Bürger und Einwohner erlassen, welche ihm nachher von der neuen provisorischen Regierung, die den Mund sehr voll nahm, gewissermaßen als Vaterlandsverrath ausgelegt wurde; er sagte darin, die Stadt besitze keine Waffen, um sich zu vertheidigen, und setzte hinzu: „Und was vermöchte auch, wo die Tapferkeit unserer Soldaten ohnmächtig blieb, der Muth einiger bewaffneter und nicht genügend mit Munition versehener Bürger? — — Unsere Aufgabe ist, uns der Pflege der Verwundeten zu widmen; schließen wir uns zu diesem Zwecke dicht aneinander!“

Eine solche ruhige, den Verhältnissen Rechnung tragende Sprache wurde in diesen Tagen selten auf französischer Seite gehört; Alles brannte wie Strohfeuer, das bald ein klägliches Aschenhäufchen hinterließ.

Am Nachmittage des 14. August war preussische Cavallerie auch schon dicht vor der Festung Toul und warf eine französische berittene Refognoscirungsabtheilung in die Festung zurück; die Aufforderung zur Uebergabe wurde entschieden zurückgewiesen.

Am 15. August zog der Kronprinz von Preußen mit seinem Hauptquartiere in Luneville ein, ohne auf die geringste Widersehtlichkeit der Einwohner zu stoßen. Gerade für diesen Tag, den Geburtstag des ersten Napoleon, hatten die Schreier in Paris das Ueberschreiten des Rheins durch die französische Armee aller Welt angekündigt, und wie ganz anders war es doch jetzt geworden! —

In den letzten Tagen herrschte eine düstere, bange und unheil- schwangere Ruhe in der französischen Hauptstadt; man hatte den Kaiser schon aufgegeben, aber man schien sich zu fürchten, dies laut auszusprechen, um nicht, besonders bei der Armee, eine noch größere Verwirrung hervorzubringen. Der alte Thiers, dem man wenigstens zugestehen muß, daß er die Situation immer gut aufzufassen wußte, soll schon am 9. August zu einigen Mitgliedern der Kammer gesagt haben: „Es giebt keinen Kaiser mehr, also auch kein Kaiserreich. Die Republik ist berufen, sein Erbe anzu-

treten, und die Errichtung dieser letzteren ist nur noch eine Frage von wenigen Tagen."

Schon regten sich die Prinzen von Orleans; sie boten ihren Degen als einfache Soldaten dem Vaterlande an; der gesetzgebende Körper wies dieses Auerbieten zurück. Eine große Partei hatte gewünscht, daß General Trochu mit der Bildung des neuen Ministeriums beauftragt werde, aber die Kaiserin wollte davon durchaus Nichts wissen, weil er in dem Rufe eines Orleanisten stand, und Palikao war eiligst von Lyon berufen worden.

In der Sitzung des gesetzgebenden Körpers am 12ten, als über die Nothwendigkeit, ein Vertheidigungskomite für Paris einzusetzen, debattirt wurde, durfte der Deputirte Gambetta schon unter stürmischem Beifalle eines großen Theiles der Versammlung und des Publikums auf den Tribünen aussprechen: „Es handelt sich darum, zu wissen, ob wir unsere Wahl getroffen haben zwischen dem Heile des Vaterlandes und dem Heile einer Dynastie!" —

Einen Sturm der Entrüstung sollte die Proklamation erregen, welche der Kaiser Napoleon, als er am 14. August mit seinem Sohne sich von Metz nach Verdun begab, an die Garnison und die Einwohner erließ und welche lautete:

„Indem ich Euch verlasse, um die Invasion zu bekämpfen, vertraue ich Euren Patriotismus die Vertheidigung dieser großen Stadt an. Ihr werdet nicht gestatten, daß der Fremde sich dieses Bollwerks Frankreichs bemächtige, und Ihr werdet in Hingabe und Muth mit dem Heere wetteifern. — Ich werde dankbar das Andenken an die Aufnahme bewahren, die ich in Euren Mauern gefunden habe, und ich hoffe, daß ich in glücklicheren Zeiten werde wiederkommen können, um Euch für Euer edles Verhalten zu danken."

Welche nichtsagenden, kleinmüthigen Worte! — Ferry drückte sich im gesetzgebenden Körper darüber unverhohlen aus: „Eine Proklamation, die mit Erstaunen und Verachtung aufgenommen worden ist," — und darüber kam es zu einem Tumulte zwischen den verschiedenen Parteien, den der Präsident nur mit Mühe zu beschwichtigen vermochte. —

Während die Bogen in Paris solchergestalt durcheinander schlugen, blieben die deutschen Armeen im Vorrücken begriffen und



waren zu neuen Entscheidungskämpfen, die sie suchten, vollständig und mit der besten Zuversicht bereit.

Wir haben soeben erst erzählt, wieweit die dritte Armee des Kronprinzen, welche den linken Flügel bildete, vorgebrungen war, vorher schon, daß die erste, rechte Flügelarmee des Generals von Steinmetz fast dicht vor Metz stand; es bleibt uns nur noch übrig, von der zweiten Armee unter dem Prinzen Friedrich Carl zu sprechen, dem energischen, kühnen Feldherrn von Schleswig und Böhmen.

Bisher war es nur einem kleinen Theile seiner Truppen vergönnt gewesen, bei Saarbrücken mitzukämpfen; das Hauptquartier war am 30. Juli von Mainz aufgebrochen und hatte die von Napoleon I. angelegte Kaiserstraße eingeschlagen; es ging über Alzey in die Pfalz, war am 5. August in Kaiserslautern, am nächsten Tage in Homburg, wo die Nachrichten von den Siegen bei Wörth und Saarbrücken eintrafen, und in der Nacht vom 7ten zum 8ten überschritt die Avantgarde dieser Armee die französische Grenze bei dem französischen Dorfe Frauenburg.

Wie eine schon am vorhergehenden Tage stattgehabte Reconoscirung erwiesen hatte, war die nahe Stadt Saargemünd verbarricadirt, räumte bei dem Anrücken der Truppen aber sofort diese Hindernisse fort und bat demüthig um Schonung, die ihr auch zutheil wurde; die Preußen bezahlten sogar alle ihre Bedürfnisse baar. Auf dem dortigen Bahnhofe fand man eine ungeheure Menge aufgestapelter Kriegsvorräthe, die zweifellos einer Invasion in Deutschland dienen gesollt hatten, u. A. 40,000 Centner Hafer.

Die zweite Armee ging nun in den nächsten Tagen südlich der nach Metz führenden Eisenbahn über die deutsche und französische Nid geradenwegs auf Pont-à-Mousson, an der Mosel zwischen Metz und Nancy gelegen, vor.

Das Hauptquartier Sr. Majestät Königs Wilhelm war am 7. August von Mainz aufgebrochen und an diesem Tage mittelst Extrazuges bis Kaiserslautern gegangen, am nächsten war es in Homburg, am 9. in Saarbrücken, wo es bis zum 11. verblieb. Es dürfte unseren Lesern nicht uninteressant sein, zu vernehmen, wie sich dieses Hauptquartier, das, die Stabswache einbe-

griffen, etwa neunhundert Köpfe zählte, zusammensetzte; man würde sich sonst schwer einen Begriff davon machen können.

Da war zuerst das unmittelbare Gefolge des Königs: der Oberhofmarschall, die Leibärzte und Hofstaatssekretaire, Stallmeister, acht Offizianten, einundachtzig Livréediener, zwanzig Train-soldaten; achtundzwanzig Wagen mit vierzig Pferden dienten zur Beförderung. Das Civilkabinet zählte vier Mitglieder, das Militairkabinet, die Flügeladjutanten einbegriffen, deren siebzehn. Dann kamen das Kriegsministerium, dessen Chef, General v. Roon, anwesend, die Generaladjutantur, die Generalinspektion der Artillerie und des Ingenieurwesens. Der Generalstab mit sechszehn höheren Offizieren, an der Spitze General v. Moltke und der Generalquartiermeister v. Bobbielski, ferner das Feldoberproviantamt. Zum Generalstabe gehörten noch zwei Ingenieurgeographen, eine Druckerei und eine Eisenbahn-Exekutivkommission. Es folgten zehn berittene Feldjägeroffiziere, das Feldoberpostamt, die Militairtelegraphie. Die Stabswache setzte sich aus Truppen aller Cavallerieregimenter zusammen und stand unter dem Befehle des Majors Freiherrn von Rocquenhien. Der Feldpolizeidirektor Stieber hatte vier Beamte bei sich.

Eigentlich nicht direkt zum Hauptquartiere gehörig, schlossen sich ihm noch an der Prinz Nuitpold von Baiern, Prinz Carl von Preußen, der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, Fürst Pleß als Inspektor der gesammten freiwilligen Krankenpflege, der Bundeskanzler Graf Bismarck mit einigen Legationsrätthen, der russische Militairbevollmächtigte.

In der gepflühten Stadt Saarbrücken wurde der König mit wahrer Begeisterung empfangen; hier nahm er auch das Gefechtsfeld vom 2ten und 6ten in genauen Augenschein und sprach sich höchst anerkennend über die Leistungen der Truppen aus.

Am 11ten wurde das Hauptquartier nach Saint-Avold verlegt, am 13ten nach Faulquemont an der deutschen Nied; Seine Majestät selbst mit der nächsten militairischen Begleitung und der Bundeskanzler begaben sich nach dem noch eine Strecke weiter gelegenen Schlosse Herny.

Hier sollten nun bald Nachrichten von den wichtigsten Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze eintreffen; man gestatte uns aber, bevor wir dieselben berühren, noch einen Rückblick auf die

Festung Straßburg zu werfen, weil wir, der Uebersicht halber, die kriegerischen Ereignisse dieser Tage in einen Rahmen zusammenfassen wollen.

Wer hat nicht von Straßburg, „der wunderschönen Stadt“, gehört und von ihrem weltberühmten Münster? — Eine halbe Stunde vom linken Rheinufer entfernt, am Zusammenflusse der Ill und Breusch gelegen in schöner, von der Natur gesegneter und heutzutage sorglich angebauter und ergiebiger Gegend, war das alte Argentoratum schon in der Römerzeit ein befestigtes, bewaffnetes Lager und erhob sich dann aus der Asche, in die es Attila's Kriegsvölker gelegt hatten, mit dem Namen Strateburgum, unter der Regierung des Sohnes Chlodowigs des Großen. Straßburg war im Mittelalter eine der zwei ausschreibenden Reichsstädte Deutschlands und wurde durch Ludwig XIV. mitten im Frieden (1681) besetzt und gezwungen, ihm zu huldigen; der Friede von Ryswif (1697) überlieferte die Stadt förmlich an Frankreich. Das sogenannte Straßburger Attentat vom 30. Oktober 1836, durch welches Ludwig Napoleon die bestehende Regierung zu stürzen und sich zum Kaiser zu proklamiren versuchte, ist noch in ziemlich frischer Erinnerung.

Ludwigs XIV. großer Feldherr und Kriegsbaumeister Vauban hatte die Festungswerke verstärkt und die Citadelle erbaut, wodurch Straßburg zur Festung ersten Ranges wurde. Die Stadt ist mit einer starken bastionirten Umwallung umgeben und dieselbe noch durch mehrere detachirte Forts gedeckt. Das Vorterrain im Süden und Osten kann durch die Schleusen der Ill vollständig unter Wasser gesetzt werden und ist deshalb fast unangreifbar. Die Westfront hat an den Flügeln zwei bedeutende Forts, das Fort des pierres nördlich und das Fort blanc südlich; durch ersteres führt die Passage der Porte des pierres, und hier zweigen sich die nach Hagenau und Weisenburg führenden Straßen ab; an der ersteren liegt, eine kleine Meile entfernt, das Dorf Mundolsheim, an der anderen in bedeutend größerer Nähe Schiltigheim.

Die Nordbefestigungen beherrschen die Vorstädte und die von der Ill gebildete Warkener Insel, und die östliche Spitze bildet das Hauptbefestigungswerk, die seit 1685 erbaute Citadelle, ein bastionirtes Vauban'sches Fünfeck mit fünf Ravelins und zwei Hornwerken; zwischen ihr und der Stadt liegt die weite Espla-

nade, auf der viele Artillerie- und Waffenn Magazine sich befinden; das ganze Vorterrain der Citadelle ist derartig unter Wasser zu setzen, daß eine Belagerung nur von der Stadtseite aus unternommen werden kann.

Die Stadt selbst, die über achtzigtausend Einwohner zählt, ist sehr schön gebaut, besitzt viele hervorragende Gebäude, schöne große Plätze und reizende Anlagen für Spaziergänger; zwei Brücken führen über den Rhein, die alte Schiffbrücke und die neuerbaute Gitterbrücke für die Eisenbahn, deren Sprengung bei Kehl wir früher schon erwähnt haben.

Das berühmte Meisterstück altdeutscher Baukunst, der Münster, mit dem 438 Pariser Fuß hohen durchbrochenen Thurne, dem höchsten der Welt, ist hauptsächlich durch Erwin von Steinbach erbaut; man wird leicht eine ausführliche Beschreibung dieses Prachtwerkes finden, und wir erinnern nur noch an die wunderbar künstliche Uhr, welche ein vollständiges Sonnensystem und viele sich bewegende Figuren enthält.

Straßburg war jetzt gut verproviantirt, hinreichend besetzt und hatte einen energischen Kommandanten, den General Ulrich. Die Nachricht von dem für die französischen Waffen so unglücklichen Ausgange der Schlacht von Wörth erregte daselbst eine um so größere Bestürzung, als ihr sofort eine Menge von Flüchtigen und Verwundeten folgte; die Ersteren zeigten sich ganz verzweifelt, die Soldaten darunter zum Theil ohne alle Disciplin, die Letzteren, deren Zahl auf ein paar tausend stieg, konnten für eine Festung, die nächstens einer Belagerung entgegensehen mußte, nur eine schwere Last werden; man beeilte sich deshalb, sie weiterzuschaffen, wozu alle Bauernwagen der Umgegend requirirt wurden.

Es erschien nun auch notwendig, die nächsten Kommunikationen möglichst zu stören, um dem Feinde das Vorrücken zu erschweren; im Süden und Norden der Befestigungswerke waren neue Häuser und Fabriken angelegt worden, die jetzt dem militairischen Interesse zum Opfer fallen mußten, und überall im Umkreise der Festung fanden Sprengungen statt, deren Detonationen die Einwohner in Bestürzung versetzten. Ein paar Tage lang herrschte eine wilde Verwirrung in der Stadt, und es bedurfte aller Energie des Kommandanten, um die Ordnung nur einiger-

maßen wiederherzustellen und die Vorbereitungen gegen den erwarteten Angriff fortzusetzen.

Schon am Abende des 8. August ließ sich badische Reiterei dicht vor den Festungswerken sehen, und die großherzogliche Division, verstärkt durch einige preussische Bataillone und Artillerie, unter Kommando des Generallieutenants von Beyer, folgte bald nach und begann, das Hauptquartier in Mundolsheim nehmend, auf der Westseite im Bogen die Cernirung, die schon in den nächsten Tagen vollständig bewerkstelligt war. Der Aufforderung des Generals von Beyer zur Uebergabe erwiederte der französische Kommandant, er werde sich dazu nicht verstehen, „so lange noch ein Soldat, ein Laib Brot und eine Patrone in der Festung vorhanden sei.“

Dem preussischen Generallieutenant von Werder wurde nun das Oberkommando des Belagerungscorps übergeben, die Ingenieurarbeiten speciell leitete Generalmajor von Mertens, das Artilleriewesen anfänglich Generallieutenant von Collomier, der bald durch Generalmajor von Decker abgelöst wurde. Der Großherzog von Baden langte schon in den nächsten Tagen hier, wo seine sämtlichen Truppen engagirt waren, an und nahm, ohne ein Kommando zu führen, sein Quartier in Lampertsheim, nahe dem des kommandirenden Generals.

Während die Besatzung der Festung noch immer eifrig daran arbeitete, die Wälle zu armiren und die Glacis zu rasiren, was bisher sicherlich in der Ueberzeugung, der Krieg könne sich nur nach Deutschland hineinspielen, versäumt worden war, schloß sich der Kreis der Belagerer immer enger um sie; es fehlte noch an dem Material, um eine förmliche Belagerung eröffnen zu können, und man gab sich wohl auch der Hoffnung hin, der Kommandant werde sich einschüchtern lassen und ein Blutvergießen vermeiden, das beinahe unnütz erscheinen mußte nach den Erfolgen, welche die deutschen Truppen im offenen Felde errangen.

Auf dem Glacis der Festung gab es am 13. und 14. die ersten kleinen Gefechte; der badensischen Infanterie gelang es, bis an den äußeren Bahnhof vorzudringen und einen beladenen Wagen in Brand zu stecken, eine Feldbatterie feuerte auf die Werke mit Granaten, und die Festungsgeschütze antworteten mit gutem Erfolg, denn es wurden mehrere Soldaten getödtet und verwundet.

Dies blieben aber nur kleine Neckereien; noch war man nicht im Stande, etwas Ernstliches gegen die Festung zu unternehmen, da es an Belagerungsgeschützen fehlte, die indessen bald eintreffen sollten.

Wir schließen hiermit vorläufig die Schilderung der Ereignisse vor Straßburg ab, die nun das Kriegsbild, wie es kurz vor der Mitte des Augusts sich gestaltet hatte, vervollständigen. —

Indem wir eine Uebersicht des Vormarsches und der Thaten der dritten deutschen Armee, unter Befehl des Kronprinzen von Preußen, gaben, bezeichneten wir auch den Weg, den Fritz von Hellborff mit seinem Regimente genommen hatte. Bei Weißenburg und bei Wörth war er im Gefechte gewesen, hatte, wie es sich bei jedem preussischen Offiziere von selbst versteht, seine Schuldigkeit im vollsten Maße gethan und das Glück gehabt, ganz unverletzt zu bleiben.

Man weiß bereits, daß er nicht zum ersten Male ein Schlachtfeld betrat, und wir brauchen deshalb nicht über die Eindrücke, die dasselbe auf ihn machte, zu sprechen, um so weniger, als ihm ein selbstständiges Handeln und besondere Auszeichnung nicht vergönnt gewesen waren. Diese Stunden halbbetäubender Aufregung rauschen vorüber und hinterlassen auch nur vergängliche Erinnerungen, aber sie ändern Nichts an dem Menschen selbst, der, wenn sie vorbei sind, aus einem Traume zu erwachen scheint, es müßte ihm denn in dem wilden Getümmel eine ganz hervorragende Rolle zugefallen sein, deren Durchführung eine tiefeingreifende Episode in seinem ganzen geistigen Leben und Wesen gebildet hat.

Dem Subalternoffiziere ist eine solche Rolle selten beschieden; er pflegt in Reih' und Glied zu stehen wie der gemeine Mann, — wir bedienen uns hier des rein militairischen Ausdruckes, — dem man nicht Anstoß nehmen möge, — er ist von denselben Gefahren bedroht und kann nicht mehr leisten, höchstens durch das Beispiel von Kaltblütigkeit und Todesverachtung, die sich in seinen Blicken und Worten ausdrücken. Nur an den Spitzen der Angriffskolonnen eröffnet sich ihm ein weiteres Feld, das wenigstens eine bedingte Selbstständigkeit zuläßt; er kann die Tirailleure vorführen und deren Feuer auf intelligente Weise leiten, wohl im geeigneten Momente auch einen raschen, entscheidenden Vorstoß mit denselben thun, oder er geht mit geschwungenem Degen und lautem

Zirufe todesmuthig der stürmenden Kompagnie voran, die durch solch' heroisches Beispiel begeistert und fortgerissen wird.

Gerade in den Gefechten und Schlachten dieses Krieges erlitt das Offiziercorps ganz unverhältnismäßig große Verluste, blieb selbst bei einzelnen Bataillonen und Regimentern beinahe ausnahmslos auf dem Platze, weil dem furchtbaren Feuer der Franzosen, welches auch die tapferste Mannschaft erschüttern konnte, gegenüber, seine Mitglieder es für Pflicht hielten, der letzteren durch ihre ruhige, ja erzwungene Haltung zu imponiren; jeder Soldat wird wissen, wie ungemein das Beispiel der Offiziere wirkt, daß der deutsche Krieger fast immer eine Anhänglichkeit an seinen Offizier besitzt, die es ihm geradezu unmöglich macht, denselben im Stiche zu lassen, und selbst wenn ein Führer sonst, in Friedenszeiten, nicht allzu beliebt gewesen wäre, vielleicht wegen zu pedantischer Strenge im Garnisonleben, so hat man ihm dies schnell vergessen und trägt ihm Bewunderung zu, wenn er sich als der Erste in der Gefahr zeigt, — das liegt einmal in dem soldatischen Geiste und dem treuen Herzen unseres Volkes.

Bei Weißenburg, Wörth und Saarbrücken, ebenso in den späteren größeren Gefechten, stiegen die Generale und Stabsoffiziere nicht einmal beim Bajonetangriffe, bei dem Anstürmen auf feste Positionen von den Pferden, jeder Offizier exponirte sich dem feindlichen Schützen vor der Front seiner Abtheilung, und man erzählte sich, obgleich dieses höchst wirksame Verfahren, das indessen auch so viele kostbare Opfer mit sich brachte, auf der einen Seite höheren Ortes nur dankbar anerkannt werden konnte, daß es doch auch zu einer kleinen Rüge Veranlassung gegeben habe: man legte König Wilhelm die Worte in den Mund, „wenn seine braven Offiziere sich ferner zu sehr exponirten, werde er Maßregeln dagegen ergreifen müssen.“

Schon beim Ausrücken aus der Garnison hatte Fritsch von Hellendorff bei seiner Kompagnie die Dienste des anderweitig abkommandirten Premierlieutenants versehen; bei Wörth wurde der Hauptmann schwer verwundet, und er führte die verwaiste Kompagnie. Das Offiziercorps des Regiments hatte so große Verluste, daß es dabei verbleiben mußte; es gab nicht mehr viel ältere Offiziere, um die erledigten Kompagnieführerstellen zu besetzen. Damit war dem jungen Offiziere, wie schmerzlich derselbe auch

die gefallenen Kameraden betrauern möchte, eine viel angenehmere und einflussreichere dienstliche Stellung zugefallen.

Daß Fritz die Begeisterung, welche nach den fast überraschenden ersten Siegen die ganze Armee durchglühte, vollkommen theilte, daß auch er freudig in den von der kühnsten Hoffnung getragenen Jubelruf einstimme: „Nach Paris!“ — bedarf wohl nach der Schilderung, die wir von ihm gegeben haben, keiner besonderen Versicherung mehr; er war ja mit ganzer Seele Soldat, und wenn er die Augen auf seine Fahne richtete, so fand er in dem sie umstrahlenden Ruhme die höchste Befriedigung.

Dennoch machte er diesen Feldzug mit bei Weitem nicht so leichten Herzen mit wie den des Jahres 1866. Damals überließ er es ganz unbekümmert dem Schicksale, welchen Weg es ihn führen werde; jetzt war ein Ziel, das mit der Pflicht und dem Ruhme Garnichts gemein hatte, immer wieder vor seine Augen und zog seine Wünsche noch mächtiger an wie jene.

Sobald es ihm klar wurde, daß die dritte Armee, der er angehörte, eine Richtung einschlug, die weit südlich vor Metz über führte, bereitete ihm die getäuschte Hoffnung manche verdrießliche Stunde, und da die nächsten Tage nicht einmal eine besondere Aufregung brachten, kein Gefecht, sondern nur anstrengende Märsche und schlechte Quartiere, oder vielmehr meistens Bivouaks unter freiem Himmel bei ungünstigem Wetter, fand er um so mehr Muße, wenig erbaulichen Gedanken nachzuhängen.

Aus einer Aeußerung des Legationssekretairs von der Hagen hat man schon gehört, daß Vetter Fritz von Hellborff nicht zum ersten Male die freie Disposition über sein Herz verloren, daß dasselbe sogar schon in lichterlohen Flammen gestanden, so daß er selbst ängstlich „Feuer!“ gerufen hatte, indem er Jenem ein eigentlich übel angebrachtes Vertrauen schenkte, denn mehr als ironische Theilnahme, die sich freilich manchmal auch ganz heilsam erwies, war dabei nicht zu ernten gewesen.

Diese kleinen Abenteuer erklärten sich ja so leicht, — sie verdienten nicht einmal diesen Namen, denn nur der tägliche Lauf der Dinge brachte sie hervor, eigentlich die Rangeweise des Garnisonslebens. Der junge Offizier ist darauf angewiesen, in den gesellschaftlichen Kreisen, welche ihm das letztere eröffnet, den Liebenswürdigen und Galanten zu spielen, die jungen Damen erkennen



ein solches Bestreben ihrer Tänzer dankbar an, es erwachen kleine Passionen und entspinnen sich kleine zarte Verhältnisse, aber es bleibt eben Alles nur im Kleinen, in den engen Grenzen, welche die Verhältnisse anweisen. Es ist eine interessante Spielerei, die allerdings nicht die Möglichkeit ausschließt, daß ein allzu zart und tief empfindendes Herz dabei schmerzlich verletzt wird; gewöhnlich begreifen beide Theile nach Verlauf einiger Zeit, daß es doch wohl nicht so ganz ernstlich gemeint gewesen sei, und entfernen sich dann in aller Freundschaft immer weiter voneinander, ohne daß ihnen daraus ein großer Schaden erwüchse. Eine große helllobernde Flamme bedarf fortwährender Nahrung, und unsere heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse sind gewöhnlich nicht im Stande, die letztere zureichend zu liefern; es ist eine besondere Gunst des Schicksals, — aber auch zweifellos eine sehr gefährliche, — wenn in diese matte, gleichförmige Wirklichkeit einmal ein Blitz vom Himmel einschlägt und eine rein himmlische Flamme entzündet, welche wir mit unserem irdischen Materialismus nicht zu löschen vermögen, sie allein erwärmt wirklich und — verbrennt zuweilen.

Dem letzteren Prozesse würde Fritz von Hellborff jetzt unterlegen sein, wenn nicht so viele äußere Anregungen ihn immer wieder erfrischt hätten. Das Gefühl, das er für Eugenie, nachdem er ihm einmal Ausdruck gegeben hatte, fest und treu im Herzen trug, war doch ein ganz anderes, wie er es bisher bei jenen leichteren Schwärmereien kennen gelernt hatte; die erste nähere Bekanntschaft schon war von dem Reize des Ungewöhnlichen umkleidet, in der so schnell nothwendig gewordenen Trennung, der Hoffnung auf ein Wiedersehen unter den eigenthümlichsten Umständen lag eine poesievolle Romantik, und der junge Offizier hielt die ihn zur Zeit beherrschenden Verhältnisse eigentlich für ein Märtyrertum, das zu einer überaus glänzenden Belohnung berechtigte. Man vergesse auch nicht, daß der Zauber, mit dem ihn Eugenie's Persönlichkeit umstrickt hatte, nicht durch kleine Zufälligkeiten, wie sie die Verührungen des gewöhnlichen Lebens mit sich bringen, einbüßen konnte; ihr Bild stand immer ganz rein und klar vor ihm, und er umgab es mit allem poetischen Schmucke, den ein frisches, edles Herz so leicht aus sich selbst zu nehmen vermag.

Seitdem die deutschen Waffen so glücklich gewesen, daß sie immer weiter in das Herz Frankreichs vordringen konnten, hielt

sich Fritz auch noch mehr wie bisher dem Chevalier gegenüber be-  
rechtigt; wie er diesen Mann auf der Kommandantur in Mainz  
kennengelernt hatte, zweifelte er nicht, daß derselbe den Verhält-  
nissen sich unterwerfen und ihm mit aufrichtiger Freundlichkeit ent-  
gegenkommen werde, wenn das Schicksal sie wieder zusammenführte;  
der Rest von nationalem Dünkel mußte in ihm gebrochen sein, und  
es ließ sich kaum annehmen, daß er seinen Wünschen, die ja ohne  
Zweifel von Eugenie unterstützt würden, einen ungemessenen Stolz  
gegenüberstellte, das heißt: unser junger Held fühlte sich jetzt viel  
mehr und begriff nicht recht, was noch im Stande sein könne, ihn  
in seiner Siegeslaufbahn aufzuhalten.

Wie hübsch ließ sich mit einiger Phantasie nicht die nächste  
Zukunft ausmalen! — Mit klingendem Spiele und wehenden Fahnen  
vor Metz rücken, Einquartierung in dem stattlichen Schlosse Herrn  
de Montrouge's, unter allen Fremden dort der einzige Bekannte  
und Freund, dem man sich ja auf das Zünftigste anschließen mußte,  
der bereitwillig vermittelte und gewissermaßen der Beschützer des  
Hauses, seines eigenen theuersten Kleinodes wurde, die Ueberraschung  
der Kameraden bei der öffentlich vollzogenen Verlobung — das  
Alles ließ sich noch in tausend weiteren Bildern fortspinnen, aber,  
wie gesagt, gehörte dazu eben eine reiche, hochgestimmte Phantasie  
unter Verhältnissen, die nur zu sehr geeignet waren, eine solche  
gänzlich niederzudrücken.

Die Marschrichtung, der Fritz von Hellsdorff natürlich folgen  
mußte, wich bedeutend von der, welche er geträumt hatte, ab; seine  
Hoffnung, daß sie ihn zu einer Wiedervereinigung mit Eugenie  
führen könne, mußte immer mehr sinken. Und wie prosaisch sah  
es überall um ihn her aus!

Ein bleiernes Einerlei hängt sich an den Marsch großer Ko-  
lonnen in Feindesland, besonders unter Verhältnissen, wie sie hier  
obwalteten. Wie rasch die dritte Armee marschirte, um an die  
Mosel zu gelangen, wird man bereits aus dem oben angegebenen  
Vorrücken des kronprinzlichen Hauptquartiers, wenn man dasselbe  
auf der Karte begleitet hat, entnommen haben; es galt, die drei  
Armeen in eine Linie zu bringen, um einen entscheidenden Angriff  
auf den hauptsächlich bei Metz konzentrirten Feind unternehmen zu  
können, denselben in seiner rechten Flanke zu überflügeln. Um dies  
desto eher zu erreichen und den Franzosen möglichst wenig Zeit

zur Erholung von ihren Niederlagen zu lassen, mußte man alle Kräfte anstrengen und durfte kaum die nothwendigste Ruhe gestatten.

Am frühen Morgen wurde aufgebrochen. Die Cavallerie der Avantgarde schwärmte weit voraus, und wie mühselig und zuweilen gefährlich ihr Dienst auch war, hatte er doch viel Belebendes und Interessantes, das der in großen gedrängten Massen folgenden Infanterie gänzlich verloren ging; zuweilen tönte der Kanonendonner aus der Entfernung zu ihr, wenn sie an einer der umschlossenen kleinen Festungen vorüberging, aber von der Verwickelung in irgend eine Aktion war jetzt nicht die Rede; man bekam nicht einmal einen Feind zu sehen, es seien denn Gefangene gewesen, welche die Spitzen der Avantgarde gemacht hatten.

Das Wetter begünstigte im Ganzen diesen anstrengenden Marsch; die Hitze war nicht zu groß, der nicht seltene Regen erfrischte, wurde aber in den Bivouaks allerdings auch recht lästig; glücklicherweise trug diese Temperatur dazu bei, einen guten Gesundheitszustand der Truppen zu erhalten, obgleich die Strapazen groß waren. Der ermüdete, häufig bis auf die Haut durchnässte Soldat — selbst den wenigsten Offizieren wurde es einmal möglich, Wäsche und Kleidung zu wechseln, — fand gegen Abend kein ordentliches Quartier, sondern mußte sich mit dem Bivouak unter freiem Himmel begnügen, und auch da fehlte es häufig an Stroh zur Lagerstätte, an Holz zum reichlichen Feueranzünden und vor Allem an einer durchaus geregelten Mundverpflegung; sehr oft trat sogar empfindlicher Wassermangel ein.

Das preussische Feldverpflegungssystem ist bekanntlich das beste, das sich irgendwo finden läßt, die Beamten sind pflichtgetreu und geschickt, die Lieferanten werden unter der nöthigen Controle gehalten, es herrscht eine bewundernswürdige Ordnung in der Nachführung und Vertheilung des Proviants, aber man wird doch zugeben müssen, daß es geradezu unmöglich ist, alle Hindernisse zu überwinden, die sich der Versorgung so großer Menschenmassen, welche täglich ihren Aufenthalt wechseln, entgegenstellen. Man hat in neuester Zeit vielfach von den komprimirten Nahrungsmitteln Gebrauch gemacht, von welchen der Soldat für einige Tage genügenden Vorrath bei sich zu tragen vermag, und diese Art der Verpflegung hat sich auch sehr bewährt, indessen war es noch

nicht möglich gewesen, alle Truppen derartig zu versorgen. Die Requisitionen, welche man aus der Gegend, durch welche man marschirte, herbeiziehen konnte, kamen doch nur immer verhältnißmäßig sehr kleinen Theilen der großen Masse zu Gute, — kurz, der Mangel, der sich zuweilen recht bitter fühlbar machte, war bei allen praktischen Anstrengungen oft gar nicht zu verhindern.

Solche Verhältnisse werden nur durch das starke männliche Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und andererseits das innige kameradschaftliche Zusammenhalten erträglich gemacht; das erstere hält das jedes Kampfes werthe hohe Ziel fest im Auge, das letztere weiß allen Mühen und Anstrengungen immer noch eine heitere Seite abzugewinnen.

Der junge Offizier mit dem stets offenen Herzen und dem leichten, fröhlichen Sinne hatte in dem Corps, dem er nun schon seit einer Reihe von Jahren angehörte und das er selbst beinahe wie seine Familie betrachtete, eine Menge von Freunden und guten Bekannten gefunden, und jetzt, wo ernste Ereignisse den Prüfstein an diese Freundschaft legten, bewährte sich dieselbe in jeder Beziehung. Einer half dem Anderen auf das Bereitwilligste nicht allein mit den materiellen Vorräthen, die er bei sich führte oder in deren Besitz er durch glückliche Zufälle gekommen war, aus, sondern auch mit dem frischen Humor, der sich bei solcher gegenseitigen Anregung immer wieder von Neuem erzeugte.

Dieser lustige, durch Nichts zu beugende Soldatenhumor schuf selbstverständlich mit einigem Aufwande von jugendlicher Phantasie und gutem Willen, — aus dem nassen Strohlager schwellende Sopha's und Betten, aus den Gewehrpyramiden, auf denen der rothe Schein des Wachtfeuers flackerte, brillante Kronleuchter, aus hartem Zwieback und Erbswurstsuppe, einer Flasche Rum oder Branntwein dazu, splendide Dinners; man war erfinderisch darin, den Dingen, die in der nackten Wirklichkeit sehr wenig Reize besaßen, die verführerischsten Namen zu geben, und selbst dem verwöhntesten Geschmacke blieb Nichts übrig, als sich mit solchen Phantasien zu trösten. Wer, der nie Soldat gewesen, ein solches Bivouak beobachtet hätte, würde über den Mangel und den Frohsinn, der dabei herrschte, ganz erstaunt gewesen sein und beide gar nicht in Einklang zu bringen gewußt haben.

Es fiel nun wohl zuweilen auf, daß Fritz von Hellborff

ernster als sonst war, daß er in der lustigen Gesellschaft der Kameraden auf kleinen Zerstreutheten ertappt wurde, und dafür mußte er auch durch reichlichen gutmüthigen Spott büßen, dieses Mal war er aber so vorsichtig und verschwiegen über seine Herzensangelegenheiten geblieben, daß man ihm damit Nichts anhaben konnte, — er würde sich dadurch auch verletzt gefühlt haben. Im Ganzen war er auch weit entfernt davon, von einem tiefen Seelen-schmerze niedergebeugt zu werden; er faßte das Verhältniß, das er zu Eugenie de Montrouge eingegangen war, sehr ernst auf und knüpfte den festen Willen, es weiter zu verfolgen, und seine schönsten Hoffnungen daran, aber er fügte sich auch in die Nothwendigkeit, jetzt noch seine Wünsche zu beherrschen, um die Pflichten, welche ihm oblagen, mit allem Eifer und Energie zu erfüllen.

Nachdem wir soviel über die Gemüthsstimmung und das äußere Leben unseres jungen Freundes gesagt haben, gestatte man uns, von dem Kriegsschauplatz aus wieder einen weiten Sprung in die deutsche Heimath hinein zu thun, um der Zeitfolge Rechnung zu tragen.

Das Bornemann'sche Haus in Berlin steht uns wieder offen, und indem wir den weiten Flur betreten, die große, nach dem Hofe führende Glasthür öffnen und über den letzteren dem Hintergebäude zuschreiten, brauchen wir nicht eine lästige Begegnung zu fürchten, denn es ist erst halb acht Uhr Morgens, das Bureau-personal findet sich erst eine halbe Stunde später ein, und überall herrscht die Ruhe, welche die hauptsächlich von den wohlhabenderen Klassen bewohnten Gebäude einer großen Stadt um diese frühe Morgenstunde noch zu bewahren pflegen.

Berlin ist freilich schon seit mehreren Stunden erwacht und der Straßenverkehr bereits ziemlich lebhaft, aber die Physiognomie des letzteren doch noch eine ganz andere, wie sie eine Stunde später sein wird, wenn sich die großen Läden öffnen, die Beamten aller Fächer und Grade nach ihren Bureaux eilen, die Droschken und Equipagen rollen, das eigentliche bunte Tagesleben sich zu entwickeln beginnt; der Morgen gehört hauptsächlich den ärmeren Fabrik- und Handarbeitern, den Dienstmädchen und den heimkehrenden Nachtschwärmern.

Die ersten Uniformen, welche man am Morgen erblickt, — im Laufe des Tages mangelt es in der preussischen Haupt- und Residenzstadt nicht an der reichsten Ausbeute für das Auge in

dieser Beziehung, — pflegen die der Schutzmänner und der Briefträger zu sein; es ist, als ob die Letzteren mit den papierenen kleinen Boten, die sie austragen und rasch in alle Winde vertheilen, das eigentliche Signal zum Erwachen des geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens gäben; eine der ersten Fragen, die man sich am Morgen vorlegt, ist häufig: „Was wird wohl dieser Tag Neues bringen?“ — und gewöhnlich geben die eingehenden Briefe die erste, oft entscheidende Antwort darauf.

Der Mann mit dem orangegelben Kragen und der schwarzen Tasche am Leibgurte betrat jetzt auch mit geschäftiger Eile das Bornemann'sche Haus und wandte sich, unzweifelhaft mit dessen Lokalitäten auf das Beste vertraut, ohne Besinnen nach den Comptoirs auf dem Hofe.

Sie waren schon geöffnet, obgleich die Geschäftsstunden, wie schon gesagt, noch nicht ihren Anfang genommen hatten; der alte Franke hatte, mit Hülfe seiner Tochter, dort Alles gereinigt und in den gehörigen Stand gesetzt, die Herren Commis und Schreiber brauchten bloß ihre Hüte an den Nagel zu hängen und sich an die Pulte zu setzen, dann war die geschäftliche Maschine ohne Verzug wieder im alten, täglichen Gange. Rose war nun wieder an die eigene Wirthschaft gegangen, ihr Vater musterte noch einmal mit kundigem, scharfen Blicke, ob auch kein Titelschen an der gewöhnlichen Ordnung fehle, — ein Vorwurf darüber würde ihm die Laune für den ganzen Tag verdorben haben. Wir wollen damit übrigens nicht sagen, daß der alte Franke ohnedem die Welt im rosenfarbenen Lichte sah; der Ernst der Zeit war auch an ihn hinangetreten und hatte seine Stirn noch tiefer gefurcht, und manchmal, wenn er sich unbeobachtet wußte, verschmähte er nicht, seinem bedrückten Herzen durch einen tiefen Seufzer und ein bedenkliches Kopfschütteln Luft zu machen.

Der Briefträger trat ohne Weiteres durch die offenstehende Thür mit dem kurzen stereotypen Gruße ein: „Morgen, Herr Franke!“ — und holte, ohne sich seinen Mann weiter anzusehen, ein beträchtliches Packet Briefe aus seiner Tasche, das er auf den nächsten Comptoirtisch legte.

„Siebzehn Froschen an Porto und Auslagen!“

Der Alte nahm die beiden portopflichtigen Briefe zuerst in Augenschein, brummte einige Worte vor sich hin, die wahrscheinlich

seinen Verdruß darüber ausdrücken sollten, daß es noch immer Leute gäbe, die nicht frankirten, bezahlte dann aber, da er die Sache doch wohl in der Ordnung finden mußte.

„Nichts Neues vom Kriegsschauplatz, Herr Kramer?“ fragte er dabei, eigentlich wohl nur mechanisch, wie es alle Morgen geschah. „Keine telegraphische Depesche?“

„Na, alle Tage können unsere Jungs die Rothhosen doch auch nicht ausklopfen! Man immer Geduld, kommt Eins nach dem Andern! — aber da hätte ich beinahe vergessen, daß auch ein Feldpostbrief für Sie oder vielmehr Fräulein Tochter dabei ist. Wohl vom Sohn! — na, gratulire bestens dazu; wenn er noch schreibt, lebt er auch noch. Morgen, Herr Franke!“

Und der Briefträger, der jetzt so viel Feldpostbriefe zu befördern hatte, daß er alle Neugier an deren Inhalt füglich aufgeben mußte, faßte kurz an den Mützenschirm und ging eiligst wieder.

Der alte Franke war indessen doch ein bißchen aus seiner Ruhe gekommen; seine Hände zitterten ein wenig, als er rasch die Briefe fortirte und den Feldpostbrief herausfuchte. Es war die wohlbekannte Handschrift seines Jacob's, — er athmete leichter auf. Die Adresse war an Fräulein Rosa Franke gerichtet, was ihm einigermaßen auffiel, aber er ließ sich jetzt weder die Zeit, darüber Betrachtungen anzustellen, noch machte er von seiner väterlichen Autorität soweit Gebrauch, daß er selbst das Siegel erbrach; Rose war ja ganz in der Nähe, drüben in der Wohnung, und er brauchte bloß ihren Namen zu rufen.

Es mußte darin wohl eine gewisse Dringlichkeit liegen, denn das Mädchen ließ sogleich ihre Arbeit liegen und sprang so eilig und leicht wie ein junges Reh herbei; als er ihr den Brief des Bruders überreichte, stieß sie einen hellen Ruf der Freude aus. Mit leuchtenden Augen riß sie das Couvert auf. Der Jacob lebte noch, das blieb jedenfalls die Hauptsache, und die festen, glatten Schriftzüge der Adresse ließen auch nicht die Befürchtung aufkommen, daß er schwerverwundet aus einem Lazarethe geschrieben habe; das Mädchen hatte aber auch sogleich gefühlt, daß das Schreiben eine Einlage enthalte, und wenn sie damit in Verbindung brachte, daß es, eigentlich doch auffälliger Weise, an sie, nicht an den Vater adressirt war, so konnte ihr schon die freudige

Vermuthung durch den Kopf fliegen, daß der Bruder ihr irgend ein seltenes und werthes Andenken aus Frankreich schicke, vielleicht gar aus dem großen Paris, wo es ja noch viel schönere Modeartikel wie bei Gerson geben soll, — was wäre Rosen wohl willkommenener gewesen? sie feierte schon im Voraus den Triumph über alle ihre Bekannten und Freundinnen, und mit Zeit und Geographie rechnete sie gerade nicht sehr genau.

Dem alten Franke kam es vor, als zitterten ihm die Knie ein wenig, und die Spannung versezte ihm den Athem; er ließ sich deshalb auf den nächsten Stuhl nieder und glaubte seine Aufregung wohl am besten bekämpfen zu können, indem er die Augen von Rosen und ihrem Briefe abwandte, aber ein zweiter Ausschrei von ihr, der ganz anders wie der erste klang, ließ ihn sich hastig wieder umdrehen, und er erstarrte vor Schreck, als er seine Tochter bleich und regungslos dastehen sah, wie sie in der einen Hand das entfaltete Papier, in der anderen ein blutbeflecktes blauweidenes Band hielt und die Entsetzen ausdrückenden Blicke abwechselnd auf beide richtete.

Man wird sich leicht vorstellen können, welcher Art die Empfindungen Rosen's sein mußten, als sie sich auf den ersten Blick so gewaltig enttäuscht fand; im Momente dachte sie nicht im Entferntesten an die stumme Botschaft Marie von Dollensbeck's für Carl Bornemann, die sie selbst vermittelt hatte, sondern sah nur das Blut und konnte keine anderen Gedanken fassen, als daß dasselbe durch ihren Bruder vergossen worden sei; sie vergaß sogar im ersten Schrecke, daß Jacob selbst ja geschrieben habe.

„Um des Himmelswillen, Kind, was ist geschehen?“ stöhnte beinahe der alte Mann. „Was hältst Du da in der Hand und was schreibt Dir Jacob, mein Sohn?“

Die Angst des Vaterherzens drückte sich schon in den beiden letzten Worten genügend aus; er flüsterte sie fast nur, als wagte er nicht mehr zu hoffen, daß er noch einen Sohn habe.

Aber Rosen brachten die Worte wieder zur Besinnung, und sie fühlte die Verpflichtung, die vernichtenden Zweifel des Vaters schnell zu heben. Welche Thorheit von ihr, gleich das Schlimmste zu glauben, den Gegenbeweis, den sie in der Hand hielt, gänzlich zu vergessen! Der Jacob mußte ja noch leben und sich auch ganz wohl befinden, sonst hätte er nicht so viel geschrieben, — und



schon dämmerte eine Ahnung in ihr, die sie auch tief ergriff und schmerzlich berührte, aber doch wieder freier aufathmen ließ, denn fremdes Leid geht uns doch nie so nahe wie das eigene.

„Nein, nein, der Jacob ist wohl erhalten,“ sagte sie auf gut Glück, um den Alten nur zu beruhigen, und ließ das Band schnell in ihre Tasche verschwinden, — „aber ich fürchte, daß er uns von einem Andern nicht die besten Nachrichten mitzutheilen hat.“

Auch der alte Franke seufzte aus erleichteter Brust auf:

„Von wem sprichst Du, mein Kind?“

„Nur eine Vermuthung, lieber Vater; lasse uns zuerst den Brief lesen, damit wir uns nicht unnöthigerweise beunruhigen. Siehst Du, da steht gleich obenan: „Liebe Schwester, ich bin ganz wohl und munter, Gott hat mich in seinen Schutz genommen.“ Das hat der Jacob eigenhändig geschrieben. Aber da kommen die Herren schon, — ich laufe schnell in unsere Stube hinüber.“

Rose fürchtete sich sonst gerade nicht vor den Herren, worunter sie das buchführende Personal des Comptoirs verstand, aber sie hätte ihren Brief zuerst gern allein gelesen, weil sie meinte, alle Stellen in demselben möchten nicht für den Vater bestimmt sein, der nun wenigstens noch einige Minuten durch den Empfang Jener aufgehalten wurde; nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß seinen Sohn kein Unfall betroffen habe, stellte er seine Dienstpflicht noch über den dringenden Wunsch, sofort Näheres über Jacob's Schicksale zu hören.

Rosen's Hände bebten doch noch leise, als sie, drüben im Wohnzimmer, den Brief wieder vor die Augen führte, und in der Erregung banger Befürchtung liefen ihr die Zeilen und Worte beim eiligen Lesen ein paarmal durcheinander; schließlich füllten sich ihre Augen wirklich mit Thränen, und sie schluchzte ganz leise:

„Ach der arme Herr Carl! — O, Du mein Gott, wie schrecklich beschreibt der Jacob das Alles! — Der brave Burche, er hat ihn doch gerettet! — Wenn er nur durchkommt! — Die Aerzte haben gemeint, es sei Hoffnung dafür; — ach, das sagte der Doctor auch an demselben Morgen, als die selige Mutter starb! — Und Herr Bornemann, die Madame und die Schwestern, was werden sie Alle dazu sagen? — sie haben noch keinen Brief, wissen noch von Nichts! O Du lieber Herrgott, ich habe keinen Muth, es ihnen mitzutheilen.“

„Und dann das Fräulein!“ begann Rose, die sich ganz erschöpft niedergesetzt hatte, wieder und faßte, über diesen einen Gedanken erschreckend, so hastig nach ihrem Herzen, als ob sie selbst dort einen schmerzlichen Stich fühlte. Um des Himmelswillen, das kann ihr das Herz brechen, wenn ich ihr das blaue, jetzt von seinem Blute gefärbte Band zurückgebe! Warum verlangt das der Jacob auch gerade von mir? — aber es ist wahr, er hat es einem Sterbenden versprochen, seinem Lieutenant. O wenn ich doch erst über all' das Unglück hinaus wäre!“

Das arme Mädchen war wirklich ganz verwirrt, ihre Theilnahme für das Leid Anderer so tief angeregt, daß sie sich nicht einmal über das Glück, das den ihr Zunächststehenden erhalten hatte, recht herzlich freuen konnte. Dazu kam auch noch die nächste Besorgniß, wie sie es anfangen solle, dem Vater den Brief vorzu-enthalten, damit er nicht weiter nach dem blauen Bande frage, denn ihr weibliches Zartgefühl sagte ihr, daß sie das Geheimniß darüber um Marie von Dollenbeck's willen streng bewahren müsse.

Glücklicherweise ließ der alte Franke, der sich erst des nothwendigsten Dienstes in den Büreaus entledigte, seiner Tochter Zeit genug, äußerlich ihre Fassung wiederzugewinnen und sich einen kleinen Plan über das von ihr zu beobachtende Benehmen zu machen. Als er kam, erbot sie sich, ihm den Brief vorzulesen, und er war damit zufrieden; so gelang es ihr, ein paar Stellen auszulassen und die Einlage des Briefes zu verleugnen; der Vater müsse sich geirrt haben, versicherte sie, wenn er noch etwas Anderes als das Papier in ihrer Hand bemerkt zu haben glaubte, und der alte Mann ließ sich dies einreden, denn er erinnerte sich, daß ihm wirklich Alles vor den Augen geschwommen hatte, als er sich auf den Schreckensruf seiner Tochter derselben zuerst zuwandte.

Er war überhaupt sehr ergriffen von den Nachrichten, welche sein Sohn sandte; es erging ihm wie Rosen, — das Glück, das sie Beide auf das Dankbarste anerkannten, wurde durch den Nummer über das traurige, der von ihnen so hochverehrten Vornemann'schen Familie zugefallenen Schicksal fast gänzlich in den Hintergrund gedrängt, die Verpflichtung, die Trauerbotschaft nicht zu verheimlichen, lastete schwer auf ihnen.

„Gieb mir den Brief, Rose,“ sagte der Alte endlich; — „es hilft Alles Nichts, Herr Vornemann muß ihn lesen, nachdem

ich versucht habe, ihn einigermaßen darauf vorzubereiten. Der arme Mann! Die arme Mutter! — Gott bewahre jedes Elternherz vor einer so schrecklichen Prüfung!"

Rose war indessen nicht zu bewegen, den Brief herauszugeben; sie meinte, es würde Herrn Bornemann zu sehr angreifen, die unheilvolle Nachricht Schwarz auf Weiß zu sehen, erst müsse der Vater sich auf eine mündliche Mittheilung beschränken, und als dieser, damit gar nicht recht zufrieden, weil er seine traurige Aufgabe dadurch noch für erschwert hielt, endlich doch zögernd gegangen war, beeilte sie sich, die ihrer Ansicht nach das Geheimniß gefährdenden Stellen durch kühnes Ausstreichen und Abschneiden unkenntlich zu machen.

"Ich muß mich damit durchslügen, so gut es geht," sagte sie dabei zu sich; — "ich behaupte frischweg, daß ich den Brief so erhalten hätte."

Herr Bornemann war indessen in die Comptoirs gekommen, hatte ernst, aber wohlwollend sein Personal begrüßt, hier und da einige Anweisungen ertheilt und sich dann in sein eigenes Arbeitskabinet begeben, wo er die eingegangenen Briefe auf dem Pulte vorfand.

Er sah seit der letzten Zeit bleicher und trüber, könnten wir am besten sagen, wie früher aus; man merkte ihm den schweren Zwang an, den es ihn kostete, sich körperlich und in geistiger Ruhe aufrechtzuerhalten. Wer seine Verhältnisse nur einigermaßen kannte, vermochte darin auch Garnichts, was in Verwunderung setzen konnte, zu finden; er mußte seiner Arbeitskraft noch größere Anstrengungen wie sonst zumuthen, ebenso seinem Körper, indem er nicht selten tagelang auf der Reise zuzubringen genöthigt war, er hatte nicht allein seine Familienorgen, um das ungewisse Schicksal der Söhne und den jetzt geradezu krankhaften Gemüthszustand seiner Frau, sondern auch die geschäftlichen, die sich von Tage zu Tage mehrten; wie wir schon früher sagten, war das Geschäft der Firma Bornemann & Söhne zu solide und fest begründet, um, selbst unter den mißgünstigsten Einflüssen von außen her, Gefahr für seine Existenz zu laufen, aber das glückliche Wachsthum während langer Jahre konnte dadurch wieder zurückgetrieben und die gegenwärtigen und zukünftigen Interessen derartig geschädigt

werden, daß man es als eine Pflicht der Selbsterhaltung betrachten mußte, sich mit allen Kräften dagegen zu wehren.

Herr Bornemann wußte sich jetzt allein und enthielt sich deshalb nicht, zu seufzen, als er die Hand an den aufgeschichteten Briefhaufen legte; er wußte ja recht gut im Voraus, daß er darin nicht viel Erfreuliches finden würde; wie nahe ihm das Geschäftliche aber auch zweifellos am Herzen lag, beanspruchte das väterliche Gefühl doch zuerst sein Recht, und er ließ rasch alle Adressen die Revue passiren, ob keine von der Hand eines seiner Söhne geschrieben sei. Vergebliche Hoffnung, die nun schon seit einer geraumen Reihe von Tagen jedesmal getäuscht worden war! —

Es klopfte leise an die Thür, und unmittelbar darauf trat der alte Comptoirdiener Franke ein. Der Prinzipal warf ihm einen fragenden Blick zu, der seine ganze Verstimmlung ausdrückte, denn er begriff nicht recht, was der Alte ungerufen wollte, aber der tiefe, düstere Blick desselben machte ihn doch stutzig und erfüllte ihn mit unbestimmter Unruhe.

„Herr Bornemann, ich habe einen Feldpostbrief von meinem Sohne bekommen,“ begann der Alte ohne weitere Einleitung, nachdem er ehrerbietigst gegrüßt hatte.

Einen Moment lang sah ihn der Chef ganz verwundert an, denn er erinnerte sich wirklich nicht mehr, daß der junge Franke bei demselben Regimente wie sein ältester Sohn stand; dann siegten doch seine Gutmüthigkeit und persönliche Theilnahme für den langjährigen treuen Diener, und er meinte:

„Ich wünsche und hoffe, daß der Brief gute Nachrichten gebracht hat.“

„Hui, was meinen Jacob anbetrifft, wohl! Herr Bornemann entsinnen sich doch, daß er auch bei den \*\*er Füsilieren steht, und daß unser junger Herr Carl ihn zu seinem Varschen angenommen hat?“

Der Prinzipal wurde auf einmal bleich wie die Wand; er las das Unheil, dessen Verkündigung ihm bevorstand, schon in dem düsternen, halb zu Boden geschlagenen Blicke des Alten; er wollte von seinem Sessel aufspringen, aber er fühlte sich wie gelähmt, es bedurfte aller seiner Energie, um die Worte hervorzubringen:

„Was ist's mit meinem Sohne? — Sage es mir kurz und

gerade heraus, Franke, ich beschwöre Dich darum! Habe ich ihn schon verloren?"

„Nicht doch, Herr Bornemann, so schlimm ist's noch nicht, aber in heutiger Zeit muß man sich auf Alles vorbereiten; unsere Lieben stehen in Gottes Hand. Verwundet ist er!"

Das erste schwere Wort war heraus; die anderen folgten, als Herr Bornemann, die Hand seines alten Dieners krampfhaft drückend, eine dringende Frage nach der anderen an denselben richtete.

„Der Brief! Der Brief! Wo ist er?"

„Die Rose wollte ihn nicht herausgeben, bis ich Sie ein bißchen vorbereitet hätte; wenn es Ihnen jetzt aber gefällig ist —"

Herr Bornemann stürmte durch die Büreau, gefolgt von dem alten Diener, der zu allen ängstlich fragenden Blicken der erstaunten Commis, die ihren Chef noch nie in einer solchen Aufregung gesehen hatten, die Achseln zuckte; sie legten alle die Federn hin, steckten die Köpfe zusammen und fragten sich mit den bedenklichsten Mienen untereinander, welchen gar nicht gutzumachenden Verlust für das Geschäft wohl die Morgenbriefe gebracht haben könnten; ein junger Schreiber behauptete sogar steif und fest, es müsse irgendwo im Hause brennen.

Ja, eine unendlich schmerzende Wunde brannte auch wirklich in dem Vaterherzen Herrn Bornemann's.

„Der Brief! der Brief!" herrschte er, in der kleinen Wohnung seines alten Dieners angelangt, der, ungeachtet sie auf eine solche Scene schon vorbereitet gewesen war, auf das Aeußerste befüßten Rose zu. Aber er konnte nicht lesen, als sie ihm das Papier gereicht hatte; erschöpft, beinahe vernichtet sank er auf einen Stuhl und winkte ihr nur, vorzulesen.

Nichts kann mehr erschüttern, wie einen sonst als stark gekannten Mann sich so vollständig unter einem harten Schicksalsschlage beugen zu sehen. Der alte Franke stand noch an der Thür mit unwillkürlich gefalteten Händen, Rose schluchzte krampfhaft, während sie die schwere Aufgabe zu erfüllen suchte, die an sie gestellt worden war.

Wie schnell unterwirft sich unser Herz nicht dem göttlichen Willen, dem unabänderlichen Schicksale, wie rasch knüpft es nicht wieder die letzte Hoffnung an das noch so schwere Unglück!

Der Schwerbetroffene Vater richtete sich, nachdem er athemlos der von Jakob Franke möglichst milde gehaltenen Schilderung gelauscht hatte, allmählig wieder auf; wie weit der brave Burfche auch davon entfernt gewesen war, sich selbst ein besonderes Verdienst um die Rettung seines Lieutenants zuzuschreiben, so sprachen doch die Thatfachen, die er nicht verschweigen konnte, für sich selbst und mußten die tiefste Rührung des Dankgefühls in Herrn Bornemann hervorbringen; zweifellos glaubte er, einen kleinen Theil seiner Schuld an den Sohn sogleich dem Vater abtragen zu müssen, denn er konnte sich nicht enthalten, den alten Franke zu umarmen und zu versichern, er betrachte ihn jetzt mehr als einen Freund wie Diener und halte sich mit ihm und seiner Familie für immer auf das Engste verbunden.

Auch Rose wurde in diese Vertraulichkeit mit eingeschlossen, und der Prinzipal, der sich zwar nie stolz, aber doch immer in zurückhaltender Würde gezeigt hatte, hielt es jetzt nicht unter demselben, in der kleinen Wohnstube sitzen zu bleiben und die einfachen Leute um Rath zu fragen, was unter solchen Umständen zu thun sei.

Wenn Jakob auch geschrieben hatte, daß der Verwundete sich in den besten Händen befinde, so mußte doch der Wunsch sehr nahe liegen, ihn in das Vaterhaus überzuführen, wo ihn noch sorgsamere Liebe und Pflege umgeben konnten; es ließ sich indessen annehmen, daß sein Zustand dies in der nächsten Zeit noch nicht erlauben werde, und blieb Nichts übrig, als ihm jene Hülfe zuzusenden.

Herr Bornemann selbst hätte sich am liebsten sofort auf die Eisenbahn gesetzt und wäre an das Lager des ihm so theuren Sohnes geeilt, aber diesem aufwallenden Gefühle setzte die besonnene Ueberlegung, die dem erfahrenen Manne bald zurückgekehrt war, entgegen, daß der Nutzen, den er dort stiften könne, sehr zweifelhaft, es andererseits aber gewiß sei, daß seine längere Abwesenheit aus dem Geschäfte die bedeutendsten Verluste für dasselbe herbeiführen werde; konnte er es auch verantworten, um des einen Lieben willen alle die anderen förmlich zu verlassen, besonders seine Gattin, die jetzt seiner Stütze nothwendiger als je bedürfen würde? — er selbst mußte bald zu dem Schlusse kommen, daß sich dies nicht ausführen lasse.

Der alte Franke erbot sich, sofort nach Saarbrücken abzu-

reisen, um den Verwundeten dort zu überwachen und baldmöglichst dessen Rücktransport zu leiten; es mußte für Carl schon ein großer Trost sein, in der Fremde ein aus der Heimath bekanntes Gesicht wiederzufinden, die Grüße seiner Familie zu empfangen und von derselben sprechen zu können.

Dieses Anerbieten nahm Herr Bornemann daher auch unbedingt an, und wie bestürzt und betrübt Rose auch dazu blicken mochte, wagte sie doch nicht, zu widersprechen. Auf des Ersteren Wunsch gab sie jetzt auch den Brief ihres Bruders heraus, sich ausbedingend, daß ihr derselbe bald wieder zugestellt werde, da sie ihn noch anderweitig zu benutzen gedachte.

Man wird sich erinnern, daß Rose zwei Aufträge ihres Bruders zu erfüllen hatte, nämlich die blaue Bandschleife an Marie von Dollenbeck zurückzugeben, — anders konnte sie wohl schwerlich den Willen des Schwerverwundeten auffassen, — und Körbslechters Anna zu grüßen. Während sie verantworten zu können meinte, daß sie Letzteres noch aufschübe, weil sie neuerdings ein starkes Vorurtheil gegen das junge Mädchen gefaßt hatte, über welches sie sich doch noch weiter aufzuklären wünschte, entschloß sie sich, die Bestellung an die Tochter der Präsidentin alsbald auszurichten.

Gewiß hatte sie da eine tieferschütternde Kunde zu bringen und fürchtete sich auch nicht wenig davor.

„Aber,“ sagte sie sich, — „wenn er wirklich stirbt, so müßte ich mir immer ein schweres Gewissen darüber machen, seinen letzten und wie es scheint, doch so dringenden Wunsch nicht erfüllt zu haben, und kehrt er geheilt wieder, so wissen sie Beide dann um so besser, was sie voneinander zu halten haben, und werden nicht wieder von Neuem anfangen, sich so schüchtern von fern anzusehen, wie früher. Uebrigens ist mir auch die alte Präsidentin mit dem geschwiegelten jungen Herrn, den sie den Legationssekretair nennen, verdächtig, und ich hoffe, das Fräulein wird da um so besser auf ihrer Huth sein, wenn sie sich wenigstens schon so halb als Verlobte betrachten kann und weiß, daß er ihr bis in den Tod treu geblieben ist. Der Schmerz ist ihr einmal nicht zu ersparen; man wird ohnehin bald im ganzen Hause davon sprechen, daß der junge Herr schwerverwundet in Saarbrücken liegt. Daß nun auch noch der alte Vater die beschwerliche und gefährliche Reise machen muß!

— ich fürchte mich jetzt schon, hier in Angst und Sorge allein zu bleiben.“

Es war gerade Zeit, daß Rose, ihren dienstlichen Verpflichtungen nachkommend, sich in die Beletage begeben mußte. Glücklicherweise fand sie sogleich Gelegenheit, das Fräulein unter vier Augen zu sprechen, und ihre verweinten Augen, die Unruhe und Befangenheit in ihrem ganzen Wesen führten Marie schnell zu der Frage, was ihr zugestoßen sei. Rose gab sich alle Mühe, ihre traurige Mittheilung so schonend als möglich vorzubringen, und hatte jedenfalls sehr wohl daran gethan, um eine Scene des heftigsten Gefühlsausbruches zu vermeiden; obgleich sie anfänglich nur von einer leichten Verwundung Carl Bornemann's sprach und allmählig erst Bedenklichkeiten dabei zugab, die volle Wahrheit auch noch immer nicht eingestand, verrieth Marie in ihrer Bestürzung, ihren dringenden Fragen und endlich den Thränen, die sie nicht zurückhalten konnte, nur zu sehr, wie nahe dieser Unfall an ihr Herz trat.

Die innige Theilnahme Rosen's öffnete das letztere vollständig; mochte sie sich auch dagegen sträuben, das durch die äußeren Verhältnisse ihr untergeordnete Mädchen bis auf den Grund ihrer Empfindungen blicken zu lassen, so reichten ihre Kräfte doch nicht zu, dieselben zu beherrschen; der Anblick des blutgetränkten blauen Bandes, das Rose mit der durch Jacob gegebenen Erklärung schließlich in ihre Hände legte, stieß den Rest von Fassung um, und wie vorher der Herr an der Brust des alten Dieners seinen Schmerz ausschüttete, so flossen jetzt die Thränen des hochgeborenen und in so strengen Formen erzogenen Fräuleins mit denen des armen, gewöhnlichen Mädchens zusammen, das kostbarste und heiligste Gefühl ihres Herzens, das sie selbst der Mutter verschloß, verrathend und rücksichtslos bekennend; die Schranken, welche der gesellschaftliche Verkehr, oft mit so großen Vorurtheilen, aufbaut, sinken in Noth und Leid schnell zusammen, und der Kummervolle schätzt den Trost und die Theilnahme, deren er so bedürftig ist, wo er sie findet, gleichviel unter welchem Kleide.

Marie von Dollenbeck war auch fest überzeugt, daß sie ihr Geheimniß keiner besseren Obhuth anvertraut haben könnte. — Herr Bornemann wußte, daß er mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen mußte, um seine Frau durch die schlimme Bot-



schaft, die sich ihr doch nicht ganz verheimlichen ließ, nicht tödtlich zu verletzen; er mußte zu einer förmlichen Unwahrheit und Täuschung seine Zuflucht nehmen und sich durch die anderen Familienmitglieder dabei unterstützen lassen. Von Jacob's Brief sollte sie gar nichts erfahren; er wollte behaupten, daß er die Nachricht, Carl liege leichtverwundet in Saarbrücken, mündlich durch einen von dort zurückkehrenden Soldaten erhalten habe; Niemand durfte ihr eine sorgenschwere Miene zeigen, ihren Verdacht, daß es doch noch schlimmer stehen könne, erwecken, — eine Aufgabe, die in ihrer Schwere kaum durchzuführen gewesen wäre, wenn Die, welchen sie zufiel, sich nicht bewußt blieben, daß ein Mangel an Selbstüberwindung, eine Unvorsichtigkeit von ihrer Seite unberechenbare Folgen haben könne.

Herr Bornemann überwand die Abneigung, die er in letzter Zeit wieder mehr wie je gegen seine Schwägerin empfunden hatte, hielt er sich doch auch für überzeugt, daß dieser die ganze Familie betreffende Unglücksfall auch bei ihr die ernsteste Theilnahme erregen müsse; er beschloß, seine Töchter in ihrer Wohnung und in ihrem Beisein von dem erhaltenen Briefe in Kenntniß zu setzen und dann gleich das Weitere zu verabreden; dabei bedachte er besonders, daß, wenn eines der Mädchen sich anfänglich zu schwach zeigen sollte, dies sich dort Frau Luise'n am besten verheimlichen lasse.

Frau Virginie war ganz verwundert über diesen ungewöhnlichen Besuch ihres Schwagers, aber einige Worte genügten, sie über die Veranlassung aufzuklären, und sie war nun wirklich so bestürzt und ergriffen, daß sie sich durchaus entgegenkommend zeigte. Die beiden Schwestern hatten einen heimlichen Wink erhalten und fanden sich auch bald ein, bereits eine böse Nachricht ahnend und dadurch sehr erschreckt und erregt. Was Jeder bei der traurigen Eröffnung fühlte, wollen wir nicht zu schildern versuchen; die Ausbrüche des großen Schmerzes mußten gewaltsam niedergekämpft werden, da ruhige Ueberlegung und schnelles Handeln geboten waren.

Frida erklärte sofort, sie wolle selbst an das Schmerzenslager des Bruders nach Saarbrücken eilen. So gewagt ein solcher Entschluß im ersten Augenblicke erscheinen konnte, ließ er sich doch sehr gut dadurch motiviren, daß die Pflege einer weiblichen Hand und die schwesterliche Liebe und Sorge durch nichts Anderes zu ersetzen seien, und unausführbar war er jedenfalls auch nicht,

zumal das Kriegstheater jetzt schon weit über Saarbrücken hinaus verlegt war. Natürlich sollte der alte Franke das junge Mädchen begleiten.

Emma versuchte dasselbe Recht für sich geltend zu machen; zum ersten Male erhob sie sich mit einer Entschiedenheit, die Alle in Erstaunen setzte. Frida, sagte sie — und ihre Wangen brannten dabei in glühender Röthe, — sei dem Vater nothwendiger wie sie, die noch Garnichts für die Ihrigen zu thun vermocht habe; den kranken Bruder zu pflegen, sei auch sie stark genug, die Reise fürchte sie nicht, man dürfe sie nicht immer zurücksetzen, in dieser ernstesten Zeit fühle sie sich nicht mehr als Kind.

Das liebliche, sonst so sanfte Mädchen, das heute im reinsten Pflichtgefühle und Herzensdrange die kindliche Bescheidenheit bei Seite legte und der älteren Schwester gegenüber auch ein gutes Recht beanspruchte, mußte man bewundern, und Niemand würde gewagt haben, es durch eine harte Zurückweisung zu kränken; in jedem Falle schien aber Frida, die bereits Beweise von selbständiger Kraft gegeben hatte, geeigneter für ein solches Unternehmen, das bei einem jungen Mädchen immerhin als ein Wagstück gelten konnte. Glücklicherweise wußte sie selbst das beste Mittel zu finden, um Emma zu beruhigen; sie fiel ihr um den Hals, versicherte, sie würde gern zurücktreten, aber die Mutter sei jetzt ebenso hilfsbedürftig wie der Bruder Carl, Emma's sanfter Sinn werde die letztere besser zu trösten wissen wie ihr zuweilen heftig aufwallendes Gefühl, und auch Herr Bornemann und Frau Virginie stimmten Dem bei. Da fühlte sich die arme Emma, der eine energische Opposition so fern lag, schon besiegt; in leises Weinen ausbrechend, setzte sie sich wieder nieder und ließ die Anderen die Entscheidung treffen.

Sie hatte ein ächt weibliches, weiches Gemüth, immer bereit, zu dulden und sich zu unterwerfen; auch die bescheidenste Pflichterfüllung genügte ihr, und wie oft erfordert diese nicht gerade am meisten Muth und Kraft! — Emma sollte Gelegenheit finden, dafür einen Beweis abzulegen.

Mochte Frau Virginie nun doch dem Gefühle der Anhänglichkeit für ihre Nichte und den Neffen nicht widerstehen können oder hielt sie die Gelegenheit, wenigstens bis an die Grenze ihres theuren Vaterlandes zu gelangen, für zu verlockend, sie erklärte

plötzlich, sie halte es für Pflicht, Frida in dieser gefahrvollen Zeit nicht allein reisen zu lassen, und wolle sie begleiten. Abgesehen davon, daß es immer schwierig ist, ein wohlwollendes Anerbieten zurückzuweisen, ließ sich gegen dieses hier schwerlich etwas einwenden, im Gegentheile mußte es aus vielen naheliegenden Gründen Herrn Bornemann und Frida sehr annehmbar erscheinen; sie dankten Frau Virginie deshalb auf das Wärmste.

So konnten denn ungesäumt alle Reisevorbereitungen getroffen werden, drängte doch besonders Frida jede Minute, nicht zu spät dem schwerleidenden Bruder zu Hilfe zu kommen; es galt nur noch, Frau Luise's Einverständnis für den ganzen Plan zu gewinnen, ohne sie dadurch zu sehr zu beängstigen.

Alle mußten möglichst heitere, sorglose Miene machen, während ihre Herzen in Angst und Aufregung zitterten, und wirklich gelang es, Frau Bornemann dadurch zu täuschen. Ein harter Schlag für die arme Mutter war es immer, als sie erfuhr, ihr ältester Sohn sei leicht verwundet; sie fragte, warum er dann nicht nach Hause zurückkehre, und man antwortete ihr, der militairische Gebrauch gestatte dies nicht, — sie begriff nicht recht, daß Frau Virginie und Frida eine so weite und gefährliche Reise unternehmen wollten, bloß um Carl in langweiligen Stunden, wie sie seine Heilung mit sich bringen mußte, zu unterhalten und zu trösten, — sie stellte überhaupt hundert Fragen, die zu beantworten die äußerste Mühe kostete, und jedesmal wollte der Verdacht, daß man sie täusche, in ihr aufsteigen, wurde aber immer wieder durch die scheinbare Leichtigkeit beschwichtigt, mit welcher die Anderen die ganze Sache nahmen.

Es gehörte unendlich viel dazu, dieses von der Nothwendigkeit und der reinsten Pietät gebotene Spiel in einer Familie durchzuführen, in der sonst immer Wahrheit und gegenseitige Aufrichtigkeit herrschten.

Noch an demselben Abende reisten Frau Virginie, Frida und der alte Franke ab.